

Aus bewegten Zeiten der Basler Arbeiterschaft

Autor(en): Martin Stohler-Gschwind

Quelle: Basler Stadtbuch

Jahr: 1967

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/ab0ea906-8f2c-4679-8929-9d34884d50a4>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Aus bewegten Zeiten der Basler Arbeiterschaft

In memoriam Friedrich Schneider (1886—1966)

Von Martin Stobler sen.

Am 29. Januar 1966 starb am Sarnersee, wo er zur Erholung weilte, alt-Nationalrat Friedrich Schneider. Seine reiche Lebensarbeit ist so sehr mit der Arbeiterbewegung unserer Stadt und darüber hinaus mit der Entwicklung des Kantons Basel-Stadt verbunden, daß sie verdient, im Basler Stadtbuch gewürdigt zu werden.

Der Dahingegangene wurde am 23. September 1886 in Solothurn geboren. Die Familie wohnte zunächst in Lommiswil am Fuß der Hasenmatte, dem Geburtsort der Mutter, später in Zuchwil, wo die Mutter eine Wäscherei und Glätterei betrieb, während der Vater als Buchdrucker tätig war. Fritz, der Älteste, besuchte in Biberist die Bezirksschule. In seiner Freizeit trug er die Wäsche aus und besorgte den Ziegenstall. Von der Mutter, einer strenggläubigen praktizierenden Katholikin, wurde er, der reformiert getauft war, zum regelmäßigen Besuch des katholischen Gottesdienstes angehalten.

Nach der Schulzeit trat Friedrich Schneider eine Glasmalerlehre an, besuchte kunstgewerbliche Kurse in Solothurn und am Technikum in Biel, die er aus eigenem Erwerb in einer Seilerei und mit dem Zuschuß einer Tante finanzieren konnte. Es folgte eine kurze Gesellenzeit als Bleiglasler in Leipzig, doch sagte ihm die dortige Arbeit nicht zu. In Straßburg beteiligte er sich an hitzigen Diskussionen zwischen deutschen und französischen Gewerkschaftern. Dort verlor er auch zum erstenmal seiner politischen Gesinnung wegen die Stelle. In Basel weilte er gerne im «Rebhaus», dem Heim des deutschen Arbeitervereins, wo reife Gewerkschafter verkehrten, wo aber auch Utopisten von hohen Dingen träumten und über

jene spotteten, die vom Stimmzettel Vorteile erwarteten. In den Jahren vor dem ersten Weltkrieg finden wir Friedrich Schneider, den nimmermüden, kämpferischen Gewerkschafter einmal in Biel, dann wieder in Weimar, Erfurt, Luzern, Freiburg i. Ue. und schließlich in Zürich. Die häufigen Wechsel waren zumeist bedingt durch sein beharrliches Festhalten an seiner bestimmten politischen Überzeugung und die damit verbundene Entlassung durch den Arbeitgeber. Diese Erlebnisse mögen auch erklären, warum Friedrich Schneider später in Wort und Schrift zuweilen recht kantig war. War er ursprünglich den Grütlianern nahegestanden, so reifte er in diesen Jahren zum überzeugten Sozialisten marxistischer Prägung.

Ein Jahr vor Ausbruch des ersten Weltkrieges wurde Schneider als Zentralsekretär des Transportarbeiter-Verbandes von Zürich nach Basel versetzt. Er hatte schon 1912 am großen internationalen sozialistischen Friedenskongreß in Basel alle seine Hoffnungen auf die kriegverhütende Überzeugungskraft der sozialistischen Idee gesetzt. Um so enttäuschter war er, als er 1914 machtlos zusehen mußte, wie viele seiner deutschen «Rebhaus»-Freunde begeistert in den Krieg zogen. Während des Völkerringens versuchte Hieronymus Roggenbach — so nannte sich Schneider, seinen Großvater ehrend — die «kleinbürgerliche» sozialistische Partei von Basel-Stadt zu reorganisieren, und zwar in der Absicht, daraus in schwerer Zeit ein Kampfinstrument gegen Willkür und soziales Unrecht zu machen. Freilich waren in dieser Partei nicht nur Kleinbürger zu finden. Denken wir nur an Regierungsrat Hermann Blocher, den großen Förderer der Abstinenzbewegung, an Emil Angst, den Verwalter des Konsumvereins, und Nationalrat Bernh. Jäggi, den Begründer der Siedlung «Freidorf». Schneider mochte manchem unter seinen Parteifreunden Unrecht tun. Doch versuchte er später, dieses wieder gutzumachen, wie überhaupt das Wiedergutmachen und andererseits das Verzeihenkönnen seine typischen Charakterzüge waren.

Schneider nahm an den sozialistischen Zimmerwald-Konferenzen, welche in die Weltgeschichte eingegangen sind, an

der Seite Lenins teil. In Massenversammlungen rief er auf dem Basler Marktplatz die Arbeiter zum Kampf auf. Keinem Führer hingen sie in den Jahren vor dem Generalstreik mehr an als ihm. Als die Teuerung immer fühlbarer wurde und sich die Maßnahmen des Bundesrates als ungenügend erwiesen, trat das Oltener Streikkomitee zusammen, das aus Vertretern der sozialistischen Partei und der Gewerkschaften bestand, und stellte bestimmte Forderungen an den Bundesrat, welche schließlich die Auslösung des Generalstreiks im November 1918 zur Folge hatten. Schneider gehörte im Streikkomitee zu den harten Elementen. Während andere schrieben, die Russen hätten indirekt den Streik ausgelöst, behauptete Schneider, allein die wirtschaftliche Notlage der Arbeiter und der Unverstand der Unternehmer seien am Streikausbruch schuld gewesen. Der Verfasser kann als Schulmeister, der in einem Arbeiterquartier tätig war, bezeugen, daß am Ende des ersten Weltkrieges in zahlreichen Familien Mangel herrschte, vor allem dort, wo der Vater im Grenzdienst stand. Doch waren die sozialen Zustände andernorts schlimmer als in Basel, wo immerhin Ansätze zu sozialfürsorglichen Maßnahmen vorhanden waren. Unter die Streikenden mögen sich Hetzer gemischt haben, die Masse wollte keine Revolution, sie wollte Brot.

Es ist zuzugeben, daß Schneider recht hatte, wenn er die Kapitulation des Oltener Streikkomitees nach dem Ultimatum des Bundesrates als schmähsch bezeichnete. Aber welche Folgen hätte wohl der Beschluß gehabt, den Streik nicht abubrechen? Die Disziplin, mit der die Arbeiter den Streik aufnahmen, verdient Anerkennung; der Abbruch der Aktion erfolgte unter bedenklichen Umständen. Immerhin gibt es Historiker, welche festhalten, der Streik habe das Bürgertum aufgerüttelt und er sei die Grundlage unserer heutigen Sozialgesetzgebung. Später zeigte der zweite Weltkrieg, daß man aus den Erfahrungen des ersten Völkerringens wenigstens innenpolitisch allerhand gelernt hatte. Schneider, der gegen den Abbruch des Streiks gestimmt hatte, führte unmittelbar danach den Massen von erbitterten Arbeitern die Pflicht vor Augen, ihre Arbeit wieder aufzunehmen. Das war

keine leichte Aufgabe, zumal für einen Mann von seiner Wesensart.

Ein Jahr später kam es in Basel und Zürich zu einem neuen Großkampf, als die Färbearbeiter streikten. Diesmal wurde scharf geschossen und Blut vergossen. Schneider war nicht direkt daran beteiligt, verbüßte er doch im Fort Savatan die Strafe, die ein Divisionsgericht über ihn als Generalstreikführer verhängt hatte. Während die gemäßigten Elemente sich vom Streik distanzieren, schrieb Schneider von Fort Savatan aus unter dem Pseudonym Christian Schibi Artikel für den «Vorwärts», in denen er die Sache der Streikenden unterstützte. Jetzt stand Dr. Franz Welti, ehemals Helveter, zunächst Rechtssozialist und nun Anhänger der Dritten Internationale, an der Spitze des Streikkomitees. Der Schreibende begleitete damals Regierungsrat Dr. F. Hauser, der im Auftrag der Exekutive im Volkshaus vermitteln sollte. Eine Kompanie Soldaten riegelte die Zugänge ab, im Saal aber wurden manche kleinmütig. Tags darauf befand ich mich mit meinen Freunden F. Hauser und G. Wenk am Großbasler Brückenkopf der Johanniterbrücke, als eben die Kompanie, mit der ich Grenzdienst geleistet hatte, sich anschickte, über den Rhein ins Kleinbasel vorzustoßen. Einige meiner alten Kameraden, die befürchteten, sie würden in den Kampf geführt, traten mit aufgepflanztem Bajonett vor mich hin mit der Frage: «Was solle mr mache?» Da war guter Rat teuer. Ich empfahl: «Marschieret, aber schießt nicht!»

Von 1920—23 gehörte Friedrich Schneider als Vorsteher des Departementes des Innern dem Regierungsrat an. Er erwies sich nicht nur als gerissener Politiker, sondern auch als tüchtiger Verwalter. So half er u. a. das erste Arbeitszeitgesetz in der Schweiz schaffen. Vor schwere Aufgaben stellte ihn auch das Problem der Arbeitslosigkeit. In diese Zeit fielen die Kämpfe um den Eintritt der sozialistischen Partei in die Dritte Internationale, die zur Parteispaltung in eine sozialdemokratische und eine kommunistische Gruppe führten. Schneider trat damals mit der großen Mehrheit der Basler Genossen ins kommunistische Lager über und beherrschte auch mit dem «Vorwärts» die maßgebende Parteipresse der

Arbeiterschaft. Doch ging seine Rechnung nicht auf. Als höchst eigenwilliger Politiker zerstritt er sich bald mit den moskauhörigen Genossen und weigerte sich, sich den Moskauer Parteibefehlen zu fügen. Seine Eigenwilligkeit ließ eine solche Unterwerfung nicht zu. Die Gründung einer unabhängigen kommunistischen Partei, der dritten Arbeiterpartei in Basel, konnte nur eine Übergangslösung sein. Schließlich fand sich Schneider zurück und übernahm mit Dr. S. Brin zusammen die Redaktion der neugegründeten sozialdemokratischen «Arbeiter-Zeitung». Er wurde dann auch Parteisekretär der sozialdemokratischen Partei.

In den folgenden Jahren stiegen die Sozialdemokraten mit Initiativen, an deren Ausarbeitung Schneider zumeist führend beteiligt war, treppauf, treppab, riskierten dabei, von den Anhängern Moskaus als Verräter beschimpft zu werden, errangen Siege, steckten aber auch Niederlagen ein. Im Vordergrund standen Steuerfragen und Arbeitslosenprobleme. Nach Niederlagen diskutierte die Partei häufig auf Grund von Schneiderschen Thesen darüber, wie sich das gesteckte Ziel beim nächsten Anlauf mit größerem Erfolg erreichen lassen könne. Schneider erwies sich hier nicht nur als schlagfertiger Debattierer, sondern auch als gewiegtter Parteitaktiker.

Im Großen Rat wurde er nicht müde, zu interpellieren und zu postulieren. Wenn die Basler Sozialgesetzgebung später andern Gemeinwesen zum Vorbild geworden ist, so ist dies sicherlich vorab Schneiders Verdienst. Damit soll die erfolgreiche Arbeit von Regierungsrat G. Wenk und auch zahlreicher einsichtiger bürgerlicher Parlamentarier auf diesem Gebiet keineswegs geschmälert werden. Der Schreibende sieht noch heute Schneider die Klingen kreuzen mit den Führern des Bürgerblocks, dem gescheiterten Dr. Albert Oeri, dem gerissenen radikalen Führer Dr. Viktor Emil Scherrer und Regierungsrat Dr. Rudolf Miescher, über dessen sarkastische Antworten er sich schmunzelnd freute. Zielscheibe seiner Angriffe war aber auch Dr. Eduard Steuri, wenn er im Großen Rat gegen das Stadttheater vom Leder zog. Wenn Schneider, der als gewandter Redner ein ausgezeichnetes Schriftdeutsch sprach, sich zum Worte meldete, dann hatte er stets auch das

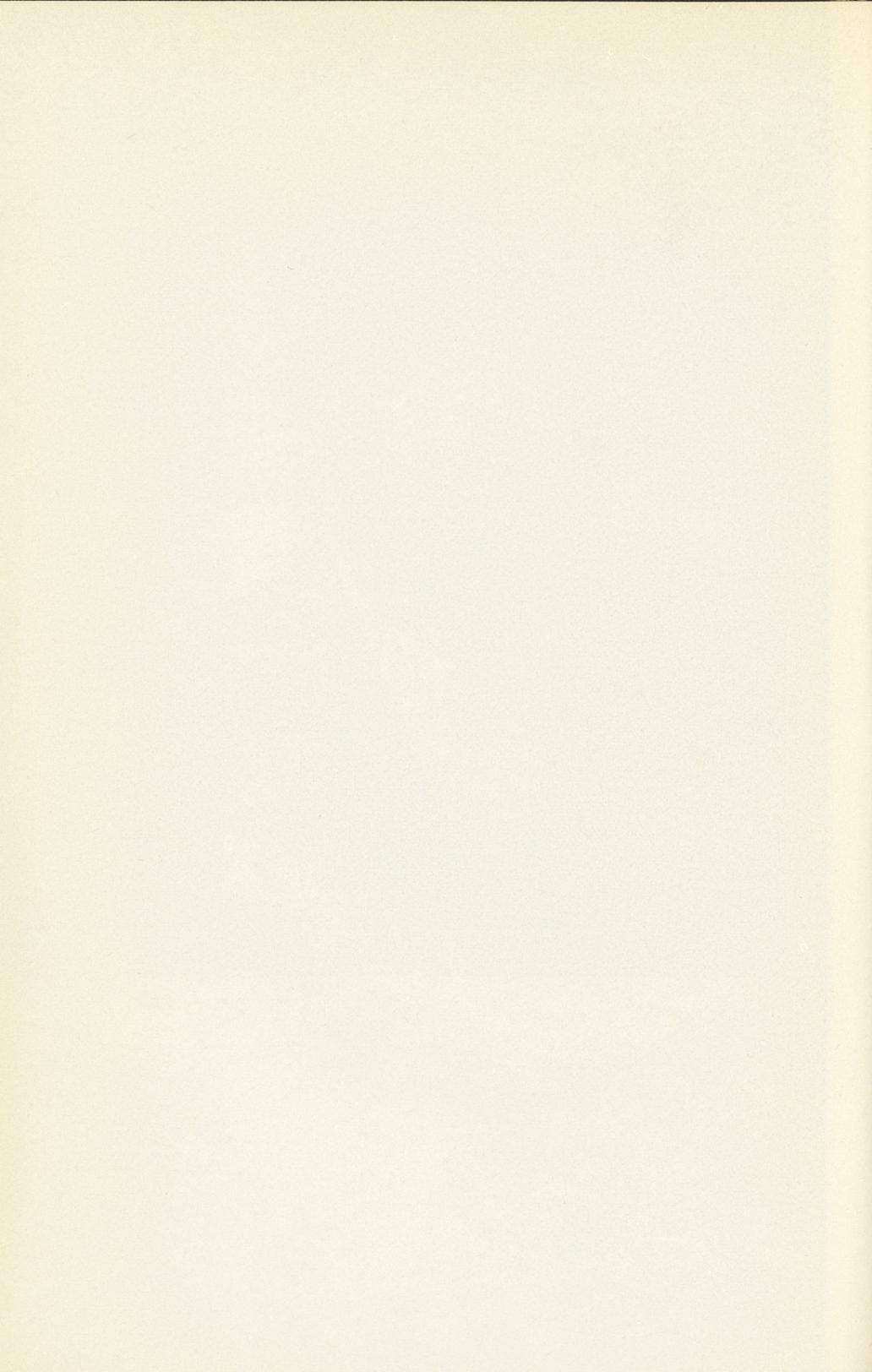
Ohr seiner politischen Gegner, nicht nur dasjenige seiner Parteifreunde im Großen Rat.

Friedrich Schneider scheute sich nie davor, zum offenen Kampf in die Arena zu steigen und dem Gegner — innerhalb und außerhalb seiner eigenen Partei — die Stirne zu bieten. So gewährte er in den bewegten dreißiger Jahren nach einer lebhaften Großratssitzung dem damaligen Vorsteher des Polizeidepartementes, Regierungsrat Dr. C. Ludwig, an einer stürmischen Volkshausversammlung Gastrecht, wo dieser als mutiger Kämpfer seine Ansichten über den Sinn polizeilicher Ordnungsaktionen vertreten konnte. Später trat Schneider, ein begeisterter Anhänger des Konsumgenossenschaftsgedankens, an einer stark besuchten Versammlung in der Mustermesse dem Begründer des Migros-Bundes und des Landesrings, Nationalrat Gottlieb Duttweiler, entgegen. Mit der ihm eigenen klaren Voraussicht erkannte er in der Migros eine den Konsumvereinen gefährlich werdende Gegnerin. Wenn es auch manchmal nicht zu vermeiden ist, daß im Parlament die Gegensätze hart aufeinanderprallen, so scheinen mir doch Schneider und seine Gegner dann und wann diese Gegensätze zu hoch hinaufgespielt zu haben, steht doch der Bürger, der einer Partei angehört, dem Bürger, der ein anderes Parteibüchlein führt, näher, als es die Berufspolitiker meist wahrhaben wollen.

Als im Jahre 1935 die bürgerlichen Parteien, mitten in schwerer Wirtschaftskrise, den Versuch unternahmen, den zweiten Vertreter der Sozialdemokraten im Regierungsrat, Dr. F. Hauser, zu sprengen, da forderte Friedrich Schneider, der die beste Verteidigung im Angriff sah, als Gegenschlag die Aufstellung einer sozialdemokratischen Viererliste und damit die Übernahme der Regierungsverantwortung durch diese Partei, obgleich sie im Großen Rat über knapp den dritten Teil aller Sitze verfügte. Wenn auch die von der Parteiversammlung aufgestellten sozialdemokratischen Kampfkandidaten ohne Zweifel nicht auf der von Schneider vertretenen Linie standen, so ließ er sich doch nicht davon abhalten, seine ganze Kraft zur Erringung der roten Mehrheit einzusetzen. Selbst die Kommunisten wußte er vor den sozialdemokrati-

schen Wagen zu spannen. Der Erfolg gab ihm recht. Indessen hatte die neue rote Mehrheit in der Exekutive, die aus den Wahlen von 1935 hervorging, keinen leichten Stand. Abkommen mit Banken mußten getroffen, ein unpopuläres Finanzprogramm aufgestellt werden. Schneider half mit, dies durchzukämpfen. In der Zeit, da Tausende von Arbeitslosen beschäftigungslos durch die Straßen zogen, setzte er sich mit aller Energie für die Aufbringung von Mitteln für die Arbeitsbeschaffung ein und bewahrte manche Familie vor der Heimschaffung in die Heimatgemeinde. Dem heilsamen Arbeitsrappengesetz wurden auf sein Betreiben hin wesentliche sozialpolitische Bestimmungen eingefügt. Bei der Beratung von Steuervorlagen setzte er sich für eine tragbare Belastung des Besitzes und möglichste Schonung der Unbemittelten ein. Darüber hinaus verlor er aber nie das Interesse des gesamten Gemeinwesens aus dem Blick. So unterstützte er die Bestrebungen zur Entwicklung der Mustermesse, der Rheinschiffahrt und die Flughafenprojekte. Als er 1937 zum Verwalter der Öffentlichen Krankenkasse ernannt wurde, da mochte es dem kämpferisch veranlagten Politiker nicht leichtfallen, die Redaktionsstube, in der er mit spitzer Feder so manchen trefflichen Leitartikel zu Papier gebracht hatte, mit dem Amtsräum eines staatlichen Chefbeamten zu vertauschen. Als Verwalter der OeKK baute er diese Institution vorbildlich aus und gründete Pflegeheime, wie z. B. dasjenige auf der Grimmelalp.

Es kann nicht übersehen werden, daß sich Schneiders Einstellung zum demokratischen schweizerischen Staatswesen und zur Landesverteidigung im besonderen unter dem Eindruck der schweren Bedrohung durch den Nationalsozialismus änderte. Zwar verleugnete er die rote Fahne nie, aber sie war für ihn nicht die Fahne der russischen Machthaber, sondern das Banner des kleinen, benachteiligten Menschen in aller Welt. Er anerkannte nun, daß das schweizerische Staatswesen, so wie es sich in den dreißiger Jahren präsentierte, Möglichkeiten zu einer friedlichen Evolution im sozialistischen Sinne bot und daß es daher der Verteidigung gegen die braune Flut wert sei. So züchtigte er mit scharfen Worten die Anpasser,



stellte Bundesrat Pilet-Golaz an den Pranger und freute sich über die bodenständige Führung des Eidg. Militärdepartementes durch Bundesrat Rudolf Minger. Er lobte den Schreibenden, als er an einer Maifeier zusammen mit Gewerkschaftssekretär Chr. Bollinger eine Schweizerfahne wieder hochzog, die unreife Jungburschen niedergerissen hatten.

Nach dem Kriege, als manche noch glaubten, dem deutschen Volk als ganzem die Schuld an den Kriegsgreueln aufbürden zu müssen, unterschied Schneider als einer der Ersten zwischen dem einen und dem anderen Deutschen. Er erneuerte alte Freundschaften und half mit, im kriegsgeschädigten Grenzland Erholungsstätten aufzubauen. Die Universität Freiburg i. Br. ernannte ihn in Anerkennung seiner Verdienste zum Ehrensator. Als eine Art Vorläuferin der regio basiliensis gründete er die «Oberrheinische Vereinigung», bestehend aus den sozialistischen Gruppen von Basel, Baden und Elsaß.

Gerade diese Aktion, welche über die Grenzen hinweg ehemalige Feinde wieder zusammenführen sollte, entsprang einer gewissen Herzenswärme, die der oberflächliche Beobachter bei Friedrich Schneider kaum erwartet hätte. Aber er war feiner besaitet, als manche annahmen, die ihn Breitseiten auf seine Gegner abfeuern sahen. Er war nicht herzlos. Wer das glaubt, möge mitfühlen die gläubige Hoffnung, mit welcher er den Verhandlungen des Basler sozialistischen Friedenskongresses von 1912 folgte, er möge die Kleinen fragen, denen er mit Rat und Tat beigestanden, seine engsten Freunde hören, die er jeden Samstagabend auf der «Schanz» um sich zu versammeln pflegte.

Wie im Großen Rat arbeitete er auch im Nationalrat, dem er von 1919—51 mit einer kurzen Unterbrechung angehörte, mit Mut und Energie. Ihm, dem Politiker aus Leidenschaft, war das Nationalratsmandat Lebensbrot. Höhepunkte seiner Tätigkeit waren seine ausgezeichnete Jungferrede gegen den Eintritt der Schweiz in den Völkerbund und seine markante Stellungnahme gegen die «Lex Häberlin», durch welche er die persönliche Freiheit des Einzelnen bedroht sah. Später zog es ihn mehr zu den sozialpolitischen Problemen hin.

Friedrich Schneider wurde in Bern von Genossen, die in der Partei etwas galten, hoch geschätzt. Der alte Hermann Greulich, in manchen Belangen ein Gegner Schneiders, sprach sich gegenüber dem Schreibenden äußerst lobend über den kämpferischen Basler Nationalrat aus, und Robert Grimm, der im übrigen den Baslern nicht so sehr zugetan war, fühlte sich mit seinem alten Kampfgenossen Friedrich Schneider besonders eng verbunden, auch noch als er bereits zum bedeutenden Berner Staatsmann aufgestiegen war.

Es würde in Schneiders Charakterbild etwas fehlen, wenn nicht auch noch der Versuch unternommen würde, seine Stellung zu religiösen Fragen zu umschreiben. Er war ein Freidenker. In einer Zeit, in welcher in seinem Heimatkanton heftige religiöse Kämpfe ausgetragen wurden, äußerte er sich meines Wissens nie für oder wider die Kirche. Er ließ jeden nach seiner Fassung selig werden. Einmal, als wir zusammen von einem guten Kameraden Abschied nehmen mußten und der Geistliche unserem Freund himmlische Freuden in Aussicht stellte, flüsterte mir Friedrich Schneider zu: «I möcht en frooge, öb er glaubt, was er sait.» Dennoch glaube ich, daß er bewußt oder unbewußt innerlich nach einer höheren Macht suchte.

Als der Schreibende Schneider kurz nach Neujahr 1966 in seiner Wohnung aufsuchte, um ihm einen Krankenbesuch abzustatten, war er überrascht, den Patienten unter der Wohnungstüre anzutreffen und mit den Worten begrüßt zu werden: «Si hai mi haigschickt, si chönne nüt me mit mr mache.» Das konnte verschieden ausgelegt werden. Ich lobte die wertvolle Arbeit, die der Verfassungsrat, dem Schneider noch im hohen Alter angehörte, geleistet habe, betonte aber dabei, ich sei aus einem Wiedervereinigungsfreund zu einem Neutralen geworden. Er gab sich optimistischer und äußerte die bestimmte Hoffnung, daß der Verfassungsentwurf angenommen werde. Bedenken hegte er einzig hinsichtlich der eidgenössischen Gewährleistung. Er meinte, die Schwierigkeiten im Berner Jura könnten manchen, der Konsequenzen befürchtete, dazu bewegen, gegen eine Änderung des heutigen Aufbaus der Eidgenossenschaft zu stimmen. Noch hätte

ich ihn gerne dies oder jenes gefragt, doch fühlte ich, daß er müde war. Darum verabschiedete ich mich von ihm, nachdem wir abgemacht hatten, uns bald wiederzusehen. Es sollte nicht sein. Friedrich Schneider wohnte noch einer Sitzung des Verfassungsrates bei, fuhr dann in die Ferien, wo der Tod, wohl als Erlöser, an ihn herantrat.

Mit ihm sank einer der profiliertesten Politiker der Basler Sozialdemokraten ins Grab, ein Mann der alten Garde, der, unablässig an sich selbst arbeitend, vom einfachen Arbeiter schließlich in hohe Staatsämter aufstieg. In seinem Leben widerspiegeln sich innere Entwicklung und politische Erfolge wie auch Mißerfolge der Basler Arbeiterschaft.